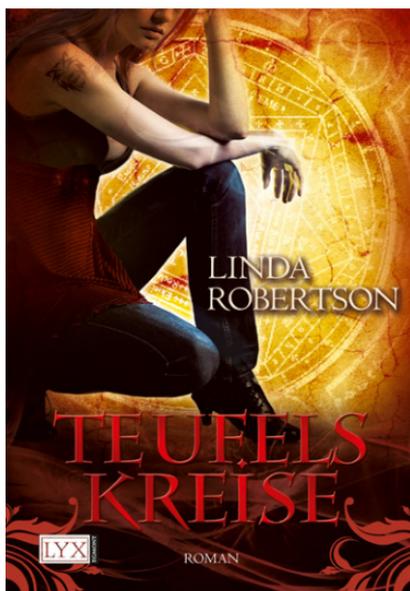




Unverkäufliche Leseprobe

Linda Robertson
Teufelskreise



384 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8351-3

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de

1

Halb sieben Uhr am Morgen. Ein kräftig gebauter, gut aussehender Mann ... Artus, ja, Artus ... hielt mich in seinen starken Armen, sah mich mit einem Blick an, in dem Empfindsamkeit, Verständnis und Leidenschaft zugleich lagen, und war kurz davor, mich zu küssen, als ...

... das Geräusch der sich öffnenden Garagentür meinen schönen romantischen Traum unterbrach und mich aus selbigem Schlaf riss. Ich schnellte im Bett auf, bereit, mein Hab und Gut zu verteidigen.

Einen Baseballschläger fest umklammert ging ich im Zickzack – um die quietschenden Dielen zu vermeiden – die Treppe hinunter und schlich mich in die Küche. Vor den Fenstern, die nach Osten hinausgingen, war es noch immer dunkel. Eine Tür zur Rechten führte in die Garage. Von dort hörte ich, wie jemand die Außentreppe heraufkam.

Mit angehaltenem Atem hob ich den Schläger.

Die Tür öffnete sich.

»Die verdammten Wærwölfe haben den gesamten Rasen mit Krispy-Kreme-Schachteln zugemüllt.«

»Nana.« Seufzend ließ ich den Schläger sinken und stellte ihn hinter die Tür.

Ohne in meine Richtung zu blicken, marschierte sie mit einer Zeitung und einer zerknüllten Gebäckschachtel in der Hand an mir vorbei. Grashalme klebten an ihren pinkfarbenen Plüschpantoffeln. Der Zeitungsjunge hatte mit seinem Wurf wohl mal wieder die Einfahrt verpasst.

Meine Großmutter war erst gestern eingezogen, deshalb hatte ich mich noch nicht an ihre Anwesenheit gewöhnt. Aber ganz offensichtlich brauchte eine vierundachtzigjährige Frau nicht so viel Schlaf, wie ich angenommen hatte.

Mit einer Marlboro im Mundwinkel schlurfte sie durch die Küche. »Bist du immer so eine Frühaufsteherin, Persephone?«

Ich schnaubte. »Nein. Aber dass du keine Langschläferin mehr bist, das ist mir neu.«

»Tja, das Morgengrauen ist jetzt mein Wecker.«

»Selbst dafür bist du zu früh auf den Beinen.«

»Daran sind die Krankenschwestern schuld«, sagte Nana. Dann brummte sie: »Tun so, als wäre man im Internat. Sagen mir, wann ich aufstehen darf, meine Medizin nehmen, essen, turnen, Bingo spielen soll. Schließlich bezahle ich für alles, da sollte ich doch wohl selbst entscheiden dürfen, wann ich schlafen gehe und wann ich rauche.« Murrend ging sie zum Abfalleimer, wo sie die Schachtel so heftig schüttelte, dass die Zellophanfolie knisterte. »Die lag mindestens schon zwei Tage da draußen rum«, sagte sie laut, damit ich wusste, dass dies an mich gerichtet war.

»Ich hatte genug damit zu tun«, sagte ich, »*dein* Zeug von Woodhaven hierherzuschaffen.« Bei dem Gedanken an den Umzug machte sich mein Muskelkater wieder bemerkbar. Das unsanfte Erwachen und das angestrengte Schleichen hatten ihm nicht gerade gutgetan.

Nana sah mich an und runzelte finster die Stirn. Ob es an meiner Antwort oder der Wahl meiner Nachtbekleidung lag, konnte ich nicht sagen: Ich trug einen lavendelfarbenen Slip und ein bauchfreies lilafarbenes Tanktop, auf dem auf einem Wappenschild »Tafelrundengroupie« in altertümlicher Schrift prangte. Und das war sogar die Wahrheit! Ich war ein Groupie. Ich hatte alle Filme und jede Dokumentation, die je über Artus Pendragon gemacht wurden, gesehen und eine stattliche

Sammlung an Büchern und Bildern zur Artussage zusammengetragen. Doch bisher hatte kein Zeichner oder Schauspieler je dem Artus meiner Träume gerecht werden können. Seltsam.

Nana schüttelte den Kopf. »Tsts, wo ist eigentlich dein Nachthemd?«

Mir fielen die langen Flanellnachthemden wieder ein, die sie mir als kleines Mädchen genäht hatte. Sie hatten ausgesehen wie Kostüme aus dem Film »Die Nacht vor Weihnachten«. Ich fragte mich, ob Nana in ihrer Jugend vielleicht eine lebenslange Mitgliedschaft in einem Geheimclub gewonnen hatte, der sich »Ausstatter für die altbackene Dame« nannte. »Das hier *ist* mein Schlafanzug.«

»Mehr trägst du nicht?«

»Bis gestern habe ich hier noch allein gelebt, Nana, da war es egal, was ich beim Schlafen trug.« Als der kühle Oktoberwind durch die offene Tür zur Garage hereinzog, wünschte ich mir aber doch, ich hätte meinen Bademantel angezogen. Ich schloss die Tür, die Nana offen gelassen hatte.

Sie ließ die Gebäckschachtel in den Abfalleimer fallen, während Grashalme zu Boden rieselten. »Diese verdammten Drecksviecher.« Als sie zu mir zurückgeschlurft kam, strich sie sich selbstgefällig mit der Hand über ihr aufgetürmtes weißes Haar. Ich wusste, was jetzt kommen würde. Am liebsten hätte ich die Worte stumm mitgesprochen, aber sie sah mir ins Gesicht, während sie sagte: »Hexen und Wærwölfe passen einfach nicht zusammen.« Nana glaubte noch immer an das alte Sprichwort, das aus einer Zeit stammte, in der die nichtmenschlichen Bevölkerungsgruppen noch nicht in der Öffentlichkeit lebten.

»Hör auf damit«, sagte ich. »Sie sind meine Freunde.«

Sie griff nach ihrer Zigarette und blies den Rauch zur Decke. Dann deutete sie mit dem glimmenden Ende Richtung Abfalleimer. »Schöne Freunde.«

Ich warf ihr einen ausdruckslosen Blick zu, stemmte dann aber die Hände in meine Hüften. Immerhin war ich schon kampfbereit aufgewacht. »Offenbar halten sie nicht viel von dir«, fügte Nana noch hinzu, bevor sie sich zum Flur wandte.

Das war nicht wahr. »Ich kann nichts dafür, dass du keine Wære magst. Natürlich hast du das Recht auf deine eigene Meinung, aber verlange bitte nicht von mir, dass ich sie teile.«

Sie schnaubte.

Ich dachte daran, dass ich diese Art von aufmüpfigen Antworten von ihr gelernt hatte.

Nana schlurfte von der Küche erst ins Ess- und dann ins Wohnzimmer, die gefaltete Zeitung noch immer unter dem Arm. »Für sie bist du doch nichts weiter als die verrückte Version eines Beichtvaters.«

Ich folgte ihr, obwohl ich wusste, dass Nana es mit ihrer Bemerkung genau darauf angelegt hatte. Ich wollte mich nicht mit ihr streiten – wirklich nicht. Aber wenn jemand sich mit mir anlegte, dann gab ich nicht einfach klein bei. Außerdem war es besser, den bissigen Bemerkungen jetzt einen Riegel vorzuschieben, bevor sie zur Routine wurden. Ich war bei Nana aufgewachsen und hatte mir über die Jahre immer wieder ihre unfreundlichen Bemerkungen über Wære anhören müssen. Nun, jetzt hatte sich die Situation umgekehrt und sie wohnte bei mir.

In der Tür blieb ich stehen. Mein altes Haus mit dem langen, auf einer Seite fast bis zum Boden reichenden Dach hatte ich eklektisch-viktorianisch eingerichtet. Das Wohnzimmer mit seinen tiefroten Wänden, dem Steinkamin und den Regalen, auf dem meine Artus-Bücher standen, war mein Allerheiligstes. An den Wänden hingen in schweren schwarz-goldenen Rahmen Poster von Camelot-Gemälden von John William Waterhouse, Sir Frank Dicksee und anderen Künstlern. Normalerweise hatte

dieser Raum eine beruhigende Wirkung auf mich, doch nicht an diesem Morgen. »Beichtvater? Was soll das denn heißen?«

Sie winkte ab, bevor sie doch antwortete. »Du sperrst sie in Zwinger, damit sie ruhigen Gewissens ihr Leben leben können.« Obwohl sie die letzten vier Worte pseudodramatisch betonte, hätte sie irgendwie weise geklungen, wäre sie nicht über die vielen s in »Gewissens« gestolpert. »Außerdem müßen einem Freunde nicht den Garten zu. Echte Freunde verhalten sich rücksichtsvoll.«

Nanas Hausschuhe hinterließen eine Spur aus Grashalmen in meinem Haus. Da mich Muskelkater immer reizbar machte, knurrte ich: »Und ich hätte gedacht, dass die eigene Familie noch rücksichtsvoller ist, als es Freunde sind.«

»Das sollte sie.«

»Nun, ist sie aber nicht.«

Sie drehte sich zu mir um. »Wie bitte?«

Ich zeigte auf den Boden. »Du hast den Rasen im ganzen Haus verteilt.«

»Wo?«, fragte sie und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen den Boden.

Sie sah noch sehr gut, aber wenn es ihr passte, täuschte sie gern mal diverse Altersschwächen vor.

Ich eilte zurück in die Küche, um Handfeger und Kehrblech zu holen, und tröstete mich damit, dass ich, wenn es so weitging, nur noch alle paar Wochen den Rasen mähen musste. Käme der Winter, würde ich allerdings wohl Schneepfützen aufwischen müssen.

Nachdem ich das Blech in den Abfalleimer geleert hatte, warf ich einen bösen Blick durch das Ess- ins Wohnzimmer, wo Nana nun hinter der aufgeschlagenen Zeitung saß. Und zwar in *meinem* Lieblingssessel. Die Erkenntnis, dass er von nun an *ihr* Lieblingssessel sein würde, tat nichts dazu, meine Laune zu heben.

»Ich kann deine Meinung nachvollziehen«, sagte ich, während ich ins Wohnzimmer ging, »aber mir macht es nichts aus, wenn meine Freunde mal eine Donut-Schachtel im Garten fallen lassen, solange sie genug Verantwortungsgefühl besitzen, sich bei Vollmond wegsperren zu lassen. Das ist mir wichtiger, und dir sollte es genauso gehen.«

»Okay, okay. Aber das zeigt doch nur, dass Wærwölfe dumm sind. Sie verwandeln sich bei Vollmond, während Hexen zu dieser Zeit Energien erschaffen und ihre Zauber bei Vollmond ausüben. Warum sie sich bei Vollmond nicht von dir fernhalten, das übersteigt meinen Verstand.«

»Das ist der einzige Zeitpunkt, zu dem es sicher ist! Dann befinden sie sich schon in der Wandlung!«

Ich erschrak, als das Telefon klingelte, und eilte in die Küche. Ein Blick auf die Uhr über dem alten olivfarbenen Herd sagte mir, dass es noch nicht einmal sieben Uhr war. So frühe Anrufe bedeuteten gewöhnlich nichts Gutes. »Hallo?«

»Ich würde gerne mit Persephone Alcmedi sprechen«, sagte eine förmliche Frauenstimme.

Es beunruhigte mich, dass die Anruferin sowohl meinen Vornamen als auch meinen Nachnamen auf Anhieb richtig aussprach. Das passierte nur äußerst selten. Ich hoffte, dass es sich bei ihr nicht um die Leiterin des Pflegeheims handelte. Dort hatte man mich schon vorgewarnt, dass es Zeit und Nerven kosten würde, Nanas Rente umzustellen, und vor der ersten Tasse Kaffee würde ich nicht so schnell denken können, wie die Leiterin es wahrscheinlich von mir erwartete. »Und wer ruft um halb sieben Uhr morgens an, wenn ich fragen darf?«

»Vivian Diamond.«

Ich wusste, wer sie war – niemand vom Pflegeheim. Sie war die Hohepriesterin des einzigen Konvents in Cleveland, der vom Ältestenrat der Hexen anerkannt wurde. Vivian brüstete sich

gerne mit ihren Kontakten, was mich allerdings wenig beeindruckte. Außerdem neigte sie dazu, mit ihrem Führungsstil echte praktizierende Hexen vor den Kopf zu stoßen und sich bei wohlhabenden Möchtegern anzubiedern, weshalb ich auch nicht die Treffen und offenen Rituale besuchte, die sie abhielt. Als Einzelgängerin fühlte ich mich hier im tiefsten Ohio ganz wohl.

»Bitte verzeihen Sie die frühe Störung«, sagte sie mit leichtem Näseln, »aber ich brauche Ihre Hilfe. Sie wurden mir empfohlen.«

»Empfohlen? Von wem?«

Sie zögerte. »Von Lorrie Kordell.«

Lorrie hatte sich früher bei Vollmond in meinen Zwinger sperren lassen, hatte aber dann den Job gewechselt und war nach Cleveland gezogen. Sie war alleinerziehende Mutter einer Tochter, Beverley. Seit Lorrie einen Zwinger in der Stadt gefunden hatte, vermisste ich die Abende mit Beverley, an denen ich mit dem Mädchen Popcorn gegessen und Disneyfilme angesehen hatte. Knusprige Snacks und Musicals waren sehr geeignet, um den Lärm der eingesperrten Wærwölfe zu übertönen. »Woher kennen Sie Lorrie?«

»Wer ist am Telefon, Seph?«, rief Nana dazwischen.

Ich stellte das Telefon auf stumm und schrie zurück: »Es ist für mich!« Würde sie etwa von nun an ihre Nase in alles stecken?

»Sie ist seit Kurzem Mitglied in meinem Konvent«, antwortete Vivian.

Der Schreck verschlug mir die Sprache. Das war es, was Nana vorhin mit ihrer Bemerkung gemeint hatte. Normalerweise mieden Wærwölfe magische Rituale um jeden Preis. Die gerufenen Energien konnten dazu führen, dass sich einige Körperteile verwandelten – gewöhnlich der Kopf und die Arme –, größer als der physische war allerdings der psychische Schaden, den sie nehmen konnten. Während eines partiellen Wandels

gewann der Wærverstand Oberhand über den des Menschen und machte aus dem Wærwolf ein rasendes, blutgeriges Tier. Nach dem Gesetz durfte die Polizei einen Wær, der sich in einer partiellen Transformation befand, wenn nicht Vollmond war, ohne Vorwarnung erschießen.

»Miss Alcmedi?«

»Ich bin noch dran.«

»Miss Alcmedi?«

Ich stellte das Telefon wieder auf laut. »Ich bin noch dran.«

»Ich würde Sie gerne treffen. Heute. So bald wie möglich.«

»Lassen Sie mich erst in meinem Kalender nachsehen.« Ich zog meinen John-William-Waterhouse-Tagesplaner aus meiner Handtasche unter dem Telefentischchen und blätterte durch die Seiten. Gerne hätte ich die Zeichnungen länger betrachtet, überflog aber stattdessen brav die Termine. Der einzige Eintrag des gestrigen Tages hieß »Kolumne abgeben 15 Uhr«, aber ich war einen Tag früher als geplant damit fertig geworden. Später in der Woche waren mit Bleistift ein paar Kunden zum Legen von Tarotkarten eingetragen, aber die Termine waren noch unbestätigt. Ich hatte also Zeit. Außerdem könnte es andere Kunden anziehen, wenn ich einer Hohepriesterin die Karten legte. Der zusätzliche Verdienst würde mir jetzt, wo Nana bei mir wohnte, nur gelegen kommen.

»Wann und wo wäre es Ihnen recht?«, fragte ich. Es wäre besser für alle Beteiligten, wenn meine Großmutter nicht auf meine Kunden trafe.

»Im Coffeeshop auf der East Ninth, ungefähr vier Blocks von der Rock and Roll Hall of Fame? Sagen wir, in einer Stunde?«

Mist. Sie schien es wirklich eilig zu haben. »Wenn der Verkehr nicht allzu stark ist, könnte ich es schaffen.« Ich wusste zwar, wer Vivian Diamond war, war ihr aber noch nie begegnet. »Wie erkenne ich Sie?«

»Oh, machen Sie sich keine Sorgen. Ich werde Sie erkennen.«
Damit beendete sie das Telefonat.

Ich hasste es, wenn Leute einfach so auflegten. Und sie würde mich erkennen? Aber wieso? Ich legte den Hörer wieder auf das Ladegerät. Als ich mich umdrehte, stand Nana im Türrahmen und starrte mich an.

Ihr faltiges Gesicht war ausdruckslos. Wenn ich sie nicht so gut gekannt hätte, hätte ich geglaubt, es läge an den vielen Runzeln, dass ich keine Regung erkennen konnte. »Wer ist tot?«, fragte sie.

»Niemand.«

»Wenn jemand so früh anruft, dann ist immer jemand tot.« Sie hielt inne. »Oder stören *Freunde* auch so früh?«

»Das Telefon hat einfach nur geklingelt, Nana, und ich bin rangegangen. Manchmal sind es meine Freunde, die anrufen, und manchmal –«

»Na gut.«

Ich hatte den vagen Verdacht, dass das Zusammenleben mit Nana dem Großziehen eines verwöhnten Teenagers ähneln würde. Sie würde die Augen verdrehen, mich unterbrechen und so tun, als hätte ich keine Ahnung von nichts.

Jetzt gab sie mir einen gefalteten Zeitungsteil. »Mit dem bin ich fertig.« Sie wandte sich um und schlurfte an dem großen Eichentisch vorbei.

Als sie die dicklichen Hände hob, um sich über den weißen Haarturm zu streichen, erinnerte mich die Geste daran, dass ich ihren wöchentlichen Friseurtermin noch nicht in meinen Kalender eingetragen hatte. Sie bestand darauf, ihr Haar weiterhin zu einem Turm toupiert zu tragen, eine Frisur, die eher gewartet als frisiert werden musste. Als Kind hatte ich lange Zeit geglaubt, sie hätte eine außergewöhnliche Kopfform. Als ich dahintergekommen war, dass nur Lockenwickler und Haarspray an diesem Eindruck schuld waren, hatte Nana mir gleich weniger

Furcht eingeflößt. Ich legte den Zeitungsteil aus der Hand, nahm einen Stift und notierte den Friseurtermin.

Als ich den Stift weglegte, fiel mir die Schlagzeile auf der ersten Zeitungsseite ins Auge: »Frau tot aufgefunden«. Darunter stand in kleinerer Schrift: »Die Polizei vermutet Kulthintergrund«. Auf dem Foto erkannte ich das Gesicht eines weinenden kleinen Mädchens, das von zwei Sanitätern zurückgehalten wurde, als es seine Hände nach der mit einem Tuch bedeckten Leiche auf einer Bahre ausstreckte. Das Mädchen war Beverley Kordell, Lorries Tochter.